

Unterwegs

Rock als Bekenntnis und Lebensgefühl



Frank Quilitzsch über die in Würde ergrauten Helden von Renft

Im Saal auf Schloss Ettersburg blickt man voller Erwartung zur Bühne, wo ein Plakat „50 Jahre Renft“ verheißt. Wieso 50? Würde die Klaus-Renft-Combo nicht schon 1958 gegründet?

Ich kenne die Band seit 1973. Zwei Jahre später wurde sie verboten. Es folgten Verhaftungen, ein Teil der Musiker ging in den Westen. Zur Legende gehört, dass Renft 15 Jahre später wieder auferstand, auseinander brach, eine zeitlang in zwei verschiedenen Formationen aufspielte, sich wieder vereinigte und abermals zerbrach. Dann starb Klaus „Renft“ Jentzsch. Dann starben Gerulf Pannach und Peter Kschentz. Schließlich starb Peter „Cäsar“ Gläser.

Es ist zehn nach acht, und das Publikum – ein anderes als sonst bei den Konzerten des Pfingstfestivals – fordert ungeduldig den Konzertbeginn. Ich stehe am Fenster und schaue in den Schlosspark.

Da schleichen sie den Kiesweg entlang, vier alte Männer mit langen grauen Haaren. Von den alten Recken ist nur noch Thomas Schoppe dabei, den sie „Monster“ nennen. Er gründete Renft 2011 noch einmal neu – mit dem Gitarristen Gisbert Piatkowski, dem Weimarer Schlagzeuger Delle Kriese und Marcus Schloussen am Bass. Monster ist Herz und Stimme der Band, die Renfts Erbe lebendig hält.

Auch wenn sie jetzt im Sitzen auftreten, schon beim Vorspiel zu „Zwischen Liebe und Zorn“ kriege ich Gänsehaut. Dann das „Liebeslied“, „Nach der Schlacht“ und „Wandersmann“. Beim Weltfestspiele-Song „Ketten werden knapper“ geht ein Schmunzeln durch die Reihen. Bei „So starb Neruda“ hält der Saal die Luft an.

Renft, das ist nicht nur intelligenter Balladenrock. Renft ist Rock'n'Roll als Bekenntnis und ein Lebensgefühl: geradlinig, ehrlich, kompromisslos. Sie stehen zu dem, was sie singen – bis heute.

Mein erstes Renft-Konzert erlebte ich mit Fünfzehn, ich wurde von der FDJ dazu verdonnert. Wir sollten Stimmung gegen die Band machen, die in den Pausen den Sozialismus verunglimpfende Verse eines gewissen Biermanns vortragen würde. Ich hatte bis dahin nur ein Live-Konzert der Puhdys besucht. Renft spielte den „Apfeltraum“, „Wer die Rose ehrt“ und „Helpless“. Mich hat die Musik so berührt, ja begeistert, dass ich das Konzert als Renft-Fan verließ und mir die beiden Amiga-Alben besorgte.

Von den zwei Dutzend Ur-Songs zehren sie auch heute Abend. Zumal Peter Gläser fehlt, der mit „Karussell“ und „Cäsars Rockband“ das Spektrum erweiterte. Aber das ist eine andere Geschichte.

„Mancher Vater ging verloren im Krieg, mancher ging verloren an der Liebe“, singen sie und „Wer die Rose ehrt, der ehrt heutzutage auch den Dorn“ und „Abschied heißt auch weitergehn“. Man hat das Gefühl, dass hier ein alter Film abläuft. Es ist der Film des Lebens.

Freud und Leid mit der Kunst

Mitbegründer des Greizer Satiricums Harald Kretzschmar erweist sich im jüngsten Buch in Wort und Bild als Meister des Porträtierens

Von Volker Müller

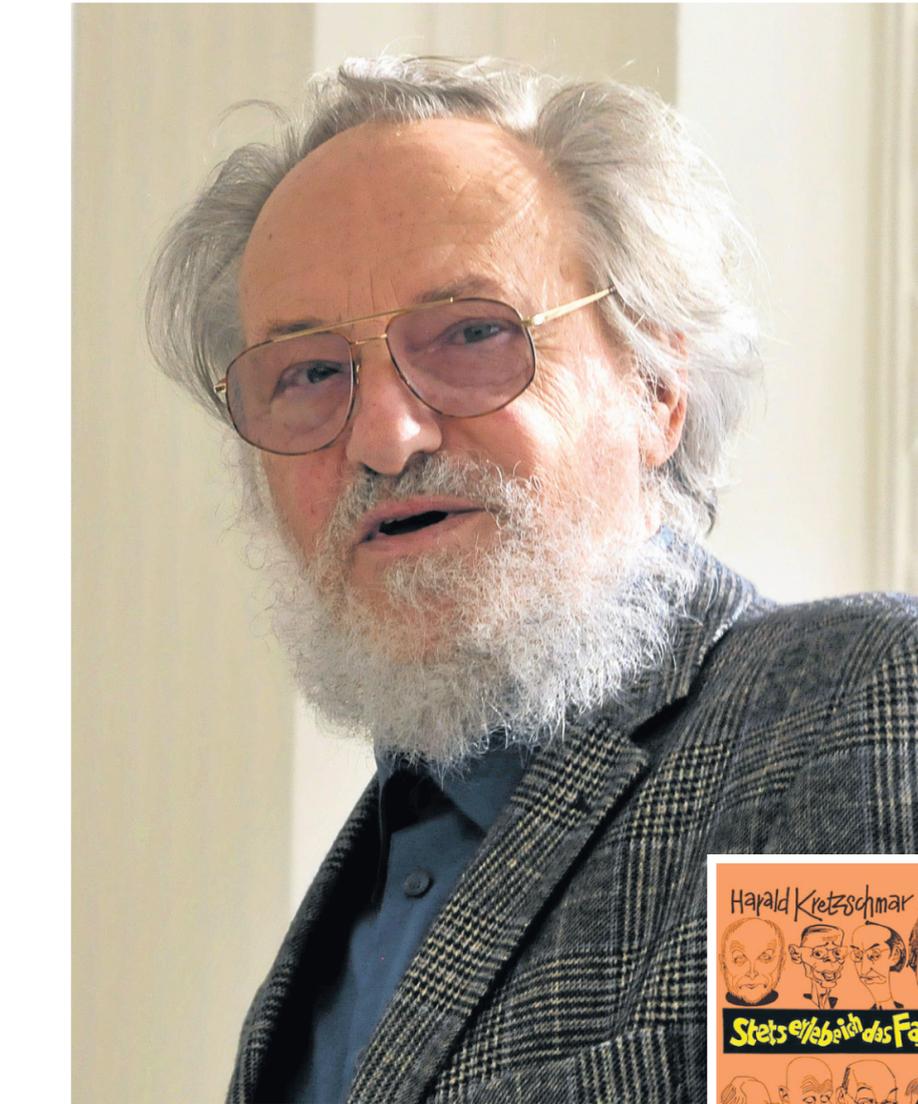
Greiz. Kunst schaffen und über Kunst schreiben, sind aller Erfahrung nach zwei verschiedene Dinge. Nicht allzu vielen Frauen und Männern ist es gegeben, auf beiden Gebieten gleichermaßen Bäume auszureißen. Die Karikaturistenlegende Harald Kretzschmar dürfte der seltenen Kategorie zuzuordnen sein. Der Kleinmachnower hat mit seinem kürzlich bei Quintus, einem Imprint des Verlags für Berlin-Brandenburg, erschienenen Buch „Stets erlebe ich das Falsche“ erneut eine Probe seines auch bemerkenswerten schriftstellerischen Könnens geliefert.

Es handelt sich um ein im Grunde unschlagbares Buch. Der 1931 in Berlin geborene, in Dresden aufgewachsene Kretzschmar stellt darin 50 Wegbegleiter aus sieben Jahrzehnten vor, zumeist Kollegen, denen er begegnet ist, mit denen er an einem Strang zog, die er schätzen und lieben lernte. Dabei verknüpft der Autor nahtlos Erinnerung und Reflektion, streut einst von ihm und anderen zu Protokoll Gegebenes ein, konfrontiert am Ende das Geschilderte gern dezent mit der als wenig kunstfreundlich empfundenen, von knalliger Werbung und arrogant-oberflächlicher Selbstgerechtigkeit geprägten Gegenwart.

Porträts von Gisela May bis Wolfgang Matheuer

Das alles geschieht in prägnanter, geschliffener, über weite Strecken wunderbar unverbraucht erscheinender, nicht selten auch lyrisch verdichteter Sprache. Sollte dennoch das eine oder andere Detail ein wenig an Kontur vermissen lassen, gibt es ja noch die mit Meisterhand gezeichneten Porträts, die auf Anhieb vieles und bei längerer Betrachtung nahezu alles über eine Gisela May, einen Werner Klemke, Wolfgang Matheuer oder das Erfurter Karikaturisten-Urgestein Otto Damm sagen.

„Stets erlebe ich das Falsche“ ist aber auch ein problematisches Buch. Kretzschmar hat von 1949 bis 1990 in der DDR gelebt, hat in dieser Zeit Erfolg gehabt – als Künstler wie als Offizieller. Von 1955 bis 1991 zählte er zum festen Stamm beim Team der Satirezeitschrift „Eulenspiegel“ und im Verband Bildender Künstler der



Harald Kretzschmar warf 1975 sein ganzes Gewicht im Verband der Bildenden Künstler in die Waagschale, damit die DDR-Karikaturensammlung ins Greizer Sommerpalais kam, wo bereits seit Rußenszeiten die komische Zeichnung hoch gehalten wurde. Foto: Christian Freund



DDR war er über Jahrzehnte Vorsitzender der Zentralen Sektionsleitung Karikatur. Der Autor blendet diese „Last der Vergangenheit“ weder aus, noch hängt er sie niedrig oder stilisiert nachträglich zum heimlichen Widerständler, der mit zusammengebissenen Zähnen und

mehr Blessuren, als sich der Normalbürger vorstellen mag, über diese Jahre kam. Er bekennt sich erst recht nicht – was ebenfalls möglich gewesen wäre – vorbehaltlos zu seiner Rolle im Sozialismus, sagt: Ich würde alles noch einmal genau so machen. Stattdessen laviert Kretzschmar zwi-

schen zögerlicher Selbstkritik und trotzigem Rechtfertigungen, entwerfenden Einsichten und nicht unbedingt immer glücklichen Verteidigungsversuchen. Einerseits bekennt er frank und frei, seine Aufgabe als Karikaturist sei es gewesen, die aktuelle DDR-Politik möglichst geist-

reich zu verkaufen. Andererseits wird er nicht müde, daran zu erinnern, wo und wie er und andere den Parteioberen einmal beherzt Paroli boten. Hierher gehören die Verweise auf das gegen Berliner Widerstand ins Leben gerufene Satiricum im Greizer Sommerpalais, das fernab aller Zentralen und Metropolen seit 1975 mit seinen Biennalen, später Triennalen ein Mekka der komischen Zeichnung wurde und es noch ist. Wie dem auch sei: So manche Formulierung in dieser Rückschau bleibt vage.

Wer es genau wissen will, kommt nicht recht dahinter, wie Kretzschmar letztlich über sich, die DDR, die Welt denkt. Das kann man kritisieren. Man könnte allerdings auch sagen: Hier sitzt einer nicht auf der Anklagebank. Und er schreibt nicht als Historiker oder Politologe, ist weder zu absoluter Ausgewogenheit noch Vollständigkeit oder für die Ewigkeit bestimmten Einordnungen verpflichtet. Vielleicht ist es sogar ein Vorzug, wenn da in einem Kopf noch einiges im Fluss ist.

Faszinierendes Kaleidoskop, reich an Nadelstichen

Kretzschmar hat ein faszinierendes Kaleidoskop geschaffen, reich an Nadelstichen in die unterschiedlichsten Richtungen, weil das tatsächlich Erlebte eben oft dem Verordneten oder gern Gesehenen – sei es nun ein Ideal oder ein Zerrbild – so wunderbar widerspricht. Das Buch ist reich an Zugängen zu Kunst und Künstlern, reich an Sätzen wie solchen über Manfred Bofinger: „Es gibt Kumpanei. Die war ihm zuwider. Es gibt Kollegialität. Die lebte er.“ Oder: „Das Erinnern an Albert Schaefer-Ast bringt Wärme ins Gemüt und Pfeffer in den Geist.“ Ab und an darf Kretzschmar sogar den Vorzug Theodor Fontanes für sich beanspruchen, dem „großen Zusammenhang der Dinge“ auf der Spur zu sein. So zieht er im Porträt über Lothar Otto das generelle Resümee: „Die allzu viel zitierte Allgewalt der Zensur hat weniger ungezeichnet gelassen als die Trägheit des Geistes.“

■ Harald Kretzschmar: Stets erlebe ich das Falsche – Der alternative Künstlerreport. Quintus Verlag. Berlin, 240 Seiten, 20 Euro

Wagners „Ring des Nibelungen“ komprimiert

Thomas Kowalski über das 8. Sinfonie-Konzert der Thüringer Symphoniker Saalfeld-Rudolstadt

Saalfeld. Der ganze „Ring“ an einem Abend, in reichlich zweieinhalb Stunden inklusive Pause und ohne störenden Gesang, das war so recht nach dem Geschmack des Saalfeld-Rudolstädter Publikums, das sich am Freitagabend im zwar nicht ausverkauften, aber gut besuchten Meininger Hof eingefunden hatte.

Andreas N. Tarkmann, renommierter Komponist und Arrangeur, hat sich Wagners Monumentalwerk angenommen, und jeden Teil der

Tetralogie auf etwa 20 symphonische Minuten komprimiert. Intendant Steffen Mensching oblag es, launig, teils mit loriotischen Anklängen durch den Abend zu führen und den Handlungsverlauf zu erläutern, nicht ohne aktuelle Bezüge zu schaffen. So wird Alberichs Umgang mit den Rheintöchtern ein Fall für die #Me-Too-Debatte und Wotan erhält Züge von Donald Trump.

Die Musiker der Thüringer Symphoniker unter Oliver Weder hatten

offensichtlich Vergnügen an diesem interessanten Projekt. Dank der repräsentativen Auswahl der Musikbeispiele hatten Wagner gemäß natürlich die Bläser gut zu tun und konnten ihr immenses Pensum, abgesehen von gelegentlichen leichten Ansatzproblemen, souverän absolvieren, beim Walkürenritt hatten sie es jedoch schwer, sich gegen die entfesselt aufspielenden Streicher zu behaupten. Meinte man bei diesen zu Beginn des Konzertes noch gewisse

Intonationsschwierigkeiten auszumachen, entwickelte sich im Laufe des Abends ein wunderschöner symphonischer Klang, von den leisen Passagen bis zum fulminanten Orchestertutti. Überzeugen konnten ebenso die Solisten des Orchesters, besonders hervorzuheben hier Siegfrieds Hornruf.

Mit anhaltendem Applaus und einigen Bravo-Rufen brachte das Publikum seine Begeisterung für einen mitreißenden Abend zum Ausdruck.

Rechte stürmen Theateraufführung

Brünn. Leute aus der rechten Szene haben im tschechischen Brünn (Brno) eine Inszenierung des kroatischen Regisseurs Oliver Frlić gestürmt. Das Stück „Eure Gewalt, unsere Gewalt“ befasst sich auf der Grundlage des Romans „Die Ästhetik des Widerstands“ von Peter Weiss mit Problemen wie Faschismus und Islamophobie. Die Protestierenden gehörten der Bewegung „Anständige Leute“ an, die vom tschechischen Innenministerium als extremistisch eingeschätzt wird. (dpa)

Geschichtsbilder in Schwarz-Weiß

Das Erfurter Angermuseum widmet dem aus Thüringen stammenden Graphic-Novel-Künstler Simon Schwartz eine Personalausstellung

Von Karsten Jauch

Erfurt. „Mein Ziel war ein eigenes Buch. Alles andere ist Bonus.“ Simon Schwartz ist immer noch angetan über die glückliche Fügung, die ihm vor fast zehn Jahren widerfuhr. Mit seiner Abschlussarbeit zum Illustrator an der Hochschule für Angewandte Wissenschaften Hamburg hat er ein Thema aufgegriffen, das damals genau den Nerv der Zeit traf. 2009 erschien die Arbeit zu Grenzfahrungen und Mauerfall im Avant-Verlag unter dem Titel „drüben!“. Es ist die Geschichte seiner Eltern, die Simon Schwartz „mit viel Wut im Bauch“ gezeichnet hat. Eine sequenzielle Bilderzählung aus der Sicht eines Zeitzeugen, der bis dahin nicht gehört wurde. Der Ich-Erzähler ist ein Vorschulkind – Simon. Seine Eltern waren Studenten an

der Pädagogischen Hochschule in Erfurt, der Vater kam aus einer linientreuen Familie. Simon wurde 1982 in Erfurt geboren. Zwei Jahre später siedelten die Eltern nach West-Berlin um. Der Bruch in der Familie ist bis heute nicht so richtig geheilt, berichtet Simon Schwartz. Das Buch aber – eine Graphic Novel in Schwarz-Weiß – erlebt die fünfte Auflage.

Inzwischen ist Simon Schwartz zu einem national bekannten Zeichner geworden. Für das Erfurter Angermuseum gehört er zur „ersten Liga der deutschen Comic-Künstler“, und so würdigt es ihn mit einer Personalausstellung. Unter dem Titel „Geschichtsbilder“ wird sie eröffnet.

Dass Schwartz so viel Anerkennung in Thüringen erfährt, hängt nicht nur mit der Geburtsstadt Erfurt zusammen, sondern auch mit einem

Großprojekt, das 2012 für viel Diskussionen sorgte. Für die „Gedenk- und Bildungsstätte Andreasstraße“ in der ehemaligen Stasi-Zentrale hat er einen 7 mal 40 Meter großen Bildfries entworfen, der erneut den Herbst '89 in den Mittelpunkt rückte. Die Entwürfe hat er voller Stolz dem Angermuseum überlassen. Natürlich sind sie in der Sonderausstellung zu sehen, die chronologisch aufgebaut ist. Es sei eine Reise durch die Biografie in acht Werkzyklen, sagt Kuratorin Cornelia Nowak. Da wird zum Beispiel ein Schulheft präsentiert, das Zeichnungen des 13-jährigen Simon zeigt. Danach folgen seine wichtigsten Bücher, darunter das in diesem Jahr erschienene Buch „Ikon“ über die falsche Zarentochter Anastasia, die in den 1920er-Jahren in einer Berliner Anstalt auftauchte. Sechs Jahre habe er an diesem Buch

gearbeitet, berichtet Schwartz im Gespräch mit dieser Zeitung, weshalb er in nächster Zeit vorerst keine historischen Ereignisse mehr umsetzen möchte. Ohne ihn sei er noch mit einem Projekt für den Deutschen Bundestag beschäftigt, bei dem das Leben von unbekanntem Abgeordneten aus der Zeit von 1918 bis 1933 erzählt werden soll. Das sagt viel darüber aus, wie gut Simon Schwartz im Geschäft ist, vielmehr aber über die Wertschätzung der Graphic Novel. „Wir rasen in Sieben-Meilen-Stiefeln in der Akzeptanz dieser Kunstform voran“, führt er aus. Die jungen Leute haben heute viel eher gelernt, die Text-Bild-Folgen zu erkennen und die Narration zu verfolgen.

Die Ausstellung ist im Angermuseum bis 9. September zu sehen, 2019 in der Ludwiggalerie Schloss Oberhausen (NRW).



Für die Gedenkstätte Andreasstraße in der ehemaligen Stasi-Zentrale in Erfurt gestaltete Schwartz 2012 einen 7 x 40 Meter großen Bildfries. Die Entwürfe hat er dem Angermuseum überlassen. Foto: Dirk Urban